

Predigt am Pilgertag 16. Januar 2016

Die Begegnung Jesu mit den Scharen von Menschen berichtet uns das Matthäusevangelium so: «Als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben». Das Bild versteht sich leicht: Schafe ohne Hirten haben keine Orientierung, keine Perspektive, und vor allem keinen Ort, an dem sie Geborgenheit erfahren könnten. Man kann diesen Vergleich anwenden auf Menschen, denen die innere Heimat, die innere Geborgenheit fehlt; und dann ist es ein Werk der Barmherzigkeit, ihnen den Weg in ihre innere Geborgenheit zu weisen. Wenn Papst Franziskus dieses Jahr 2016 zum Jahr der Barmherzigkeit erklärt hat, dann ist es gut, am Beginn des Jahres ein paar Überlegungen zur Barmherzigkeit zu machen. Ich will dazu sechs Aspekte der Barmherzigkeit erwähnen. Die erste und zugleich wichtigste Dimension der Barmherzigkeit ist es, die Menschen in die innere Geborgenheit zu führen.

Wir können diese Bewegung der Heimatlosigkeit hin zur Geborgenheit in Gott bei Mutter Maria Theresia gut beobachten. Als Anna Maria Katharina, wie sie damals hiess, mit 16 Jahren in das Kantonsspital von Luzern gehen musste, um dort als Hausgehilfin zu arbeiten, ging sie nur sehr ungern, verließ sie doch jenen Ort, der ihr Heimat und Geborgenheit gab. Vor allem erfuhr sie dabei, dass die eigentliche Heimat des Menschen im menschlichen Herzen wäre, und es begann notgedrungen eine innere Suche nach dieser Heimat im Herzen.

Als sie dann nach Baar und anschließend nach Oberägeri geschickt wurde, wo sie als Lehrerin und Oberin der beiden ersten Gemeinschaften zu wirken hatte, war dieses für sie eine Zeit, die von Zweifeln und Schwierigkeiten geprägt war. Noch schwieriger wurde der nächste Schritt: Als 1850 P. Theodosius sie nach Näfels berief, wo sie sich um die Armen und Waisen zu kümmern hatte, war es für sie ein äusserst schwerer Schritt und sie tat ihn, wie sie selber sagte, „äußerst ungern und mit großer Abneigung“, jedoch im Gehorsam. Überhaupt scheint es ihre Art gewesen zu sein, das Unangenehme anzunehmen und darin dann schliesslich ihre innere Befriedigung zu finden. Aus solchen Erfahrungen heraus konnte sie schreiben: „Für die angenehmen Dinge gibt es genügend Leute, dort braucht es keine Barmherzigen Schwestern.“

Sie jedoch hatte sich entschlossen, anderen Barmherzigkeit zu erweisen. Die Frage ergibt sich aber dann: Und wie ist es mit der Barmherzigkeit sich selber gegenüber? Kann man mit anderen barmherzig sein, wenn man sich selbst gegenüber unbarmherzig ist? Ist es nicht so, dass jemand, der nichts geniessen könnte, selber ungeniessbar würde? Hier zeigt sich, als ein Zweites, die Dimension der Barmherzigkeit als Realismus. Die Barmherzigkeit erwartet von den Menschen hier und jetzt keinen Perfektionismus. Sie lässt es gut sein, dass jemand, der an seine Grenze kommt, auch von einem Einsatz mit gutem Gewissen ablassen kann.

Sicher, das Durchhalten in oft schwierigen Verhältnissen, die Treue im Dienst also, gehört, drittens, wohl auch zur Barmherzigkeit, dennoch darf man, aus Barmherzigkeit mit sich selber, auch hier die Grenzen sehen und akzeptieren.

Den jungen Erfahrungen ihres Ordenslebens entnahm Mutter Maria Theresia die Erkenntnis, man solle „Mit den Händen bei der Arbeit und mit dem Herzen bei Gott“ sein. Beides hat allerdings auch seine Schwierigkeit. Mit den Händen bei der Arbeit zu sein umfasst, das ist ein Viertes, die Werke der Barmherzigkeit, wie sie in der Tradition der Kirche aufgezählt werden, nämlich Hungrige speisen, Durstige tränken, Fremde beherbergen, Nackte bekleiden, Kranke und Gefangene besuchen, Tote bestatten. Wenn es hierbei Schwierigkeiten gibt, ist das ersichtlich und wird einem bald einmal bewusst.

Anders ist es, mit dem Herzen bei Gott zu sein. Da stellen sich dann Schwierigkeiten des Zweifelns ein. Bin ich wirklich mit dem Herzen genügend bei Gott? Da sind doch die vielen Zerstreuungen im Gebet. Oder man ist müde und betet nur unwillig. Oder man braucht die Zeit für andere Dinge. Doch hier, meine ich, ist es Sache des Bewusstseins und der Schöpfungstheologie, die innere Ruhe zu finden. Warum? Man möchte ja irgendwie spüren, dass man mit Gott verbunden ist. Und dann kommt das Gefühl, von Gott spüre man ja nichts. Aber es ist keineswegs so, dass man Gottes Wirken nicht spüren würde. Im Gegenteil. Gott erschafft und trägt seine Geschöpfe andauernd. Wenn ich atme, ist dieser mein Atem nur möglich dank dem, dass Gott ihn wirkt. Würde Gott den Mitmenschen nicht andauernd wirken, dann gäbe es diesen konkreten Menschen nicht. Wohlverstanden: Es ist nicht nur so, dass Gott im Menschen und durch den Menschen wirkt, sondern er wirkt unaufhörlich den Menschen. Mich gibt es, weil Gott mich wirkt. Würde Gott aufhören, mich zu wirken, dann gäbe es mich nicht mehr. Und eben in dem, dass ich atme, mich bewege, denke und arbeite, in dem erfahre ich das Wirken Gottes. Ich kann nur handeln, weil Gott in mich wirkt. Das ist eine tiefe Wahrheit der Schöpfung: Gott wirkt und der Mensch handelt aus diesem Wirken heraus.

Freilich ist es so, dass aus eben diesem Wirken Gottes heraus der Mensch auch böse handeln kann. Dann wird das göttliche Wirken umgebogen, pervertiert, zum Gegengöttlichen hin gelenkt. Aber es bleibt Wirken Gottes. Der heilige Augustinus bezeichnete die Sünde als ein Zurückgebogen-sein in sich selber. Mit andern Worten: es ist die Haltung des Egoismus, welche die Kraft Gottes, die zum Guten gedacht ist, umbiegt zum Eigennutz.

Ist man aber einmal von der Tatsache, dass alles und jede und jeder Geschöpf Gottes ist durchdrungen, wie es etwa der heilige Franziskus war, dann fällt der Unterschied zwischen profan und sakral, geistlich und weltlich, dahin, dann ist man immer, ob man schläft oder wach ist, in der Welt Gottes. Aus diesem Bewusstsein der Schöpfung erwächst dann auch die Gebetshaltung, die Dankbarkeit und die Tapferkeit, auch schwere Situationen

durchzustehen. Man gerät, und das ist ein Fünftes, im ganz gewohnten Alltag in eine Haltung der Barmherzigkeit sich selbst und anderen gegenüber.

Und ein Sechstes und Letztes ist es schliesslich, dass man mit der ganzen Schöpfung, mit jedem Geschöpf, aber auch mit dem Leben selber, barmherzig ist. Das Leben hat in uns viele Hoffnungen und Erwartungen entstehen lassen, und bei der Unersättlichkeit, die der Mensch wesentlich hat, wurden auch viele Erwartungen enttäuscht. Unsere Hoffnungen und Erwartungen können innerweltlich gar nicht erfüllt werden, weil der Mensch offen ist für Gott; und nur Gott, also Gott allein, wie die heilige Theresia von Avila sagte, Gott allein kann diese Hoffnungen endgültig sättigen. Wo immer Menschen versuchen, den Himmel mit eigener Kraft und Anstrengung auf die Erde zu holen, da werden sie unweigerlich unbarmherzig. Das heisst, dass es auch ein Werk der Barmherzigkeit ist, sich und die Mitgeschöpfe sich immer neu schenken zu lassen.